

Christoph Weller

## Feindbilder und Krieg

Kein Krieg ohne Feindbilder, aber Feindbilder ohne Krieg - auf diese zwei Zusammenhänge läßt sich das Verhältnis von Krieg und Feindbildern bringen, wenn man nicht unter der gegebenen Überschrift nur in dem Eintopf aller bösen, schlechten Sachen, die man „einfach abschaffen“ sollte, rühren möchte, sondern nach Erkenntnissen sucht, die im Hinblick auf Frieden relevant erscheinen. Doch die Zubereitung feinerer Zusammenhänge bedarf aufwendigerer Zutaten, die im folgenden dargestellt werden sollen.<sup>1</sup> Hierzu bedarf es zunächst eines kurzen Einblicks in die Kriegsursachenforschung (Kap. 1) und einer knappen Bestandsaufnahme einschlägiger Ansätze über Zusammenhänge von Krieg und Feindbildern (Kap. 2). Dabei zeigt sich jedoch schnell die Begrenztheit dieser Zugänge; ähnliches gilt für die gesamte bisherige friedenswissenschaftliche Feindbildforschung (3), die mit dem Verschwinden des Antikommunismus ihres Gegenstandes verlustig gegangen zu sein meint, ihre Bemühungen darum reduziert hat und die Aufgabe verkennt, die ihr aus der steigenden Zahl von Kriegen und zunehmendem Nationalismus erwächst.<sup>2</sup> Weil politologische und soziologische Herangehensweisen grundlegende Motive für Feindbilder nicht in den Blick bekommen, stehen in den Kapiteln 4 bis 8 sozialpsychologische Ansätze im Mittelpunkt; sie versprechen Aufschluß über die fundamentalen Prozesse, die bei der menschlichen Wahrnehmung stattfinden. Dieser Zugang führt uns dahin zu erkennen, daß alle unsere Wahrnehmungen, auch wenn sie weit von Feindbildern entfernt sind, immer in der Gefahr stehen, zuungunsten der anderen zwischen der eigenen und Fremdgruppen zu unterscheiden. Damit sind wir aber bei der Entstehung von Feindbildern keinesfalls der Eskalation zum Krieg hilflos ausgeliefert, denn zentral bleiben die Fragen, wie Konfliktstrukturen wahrnehmungsbestimmend wer-

den, und wer zu welchem Zweck die menschliche Neigung zur Fremdgruppenabwertung ausnutzt und funktionalisiert.

### 1. Krieg

Seit der Krieg für Europäer geographisch wieder nähergekommen ist und nicht nur „hinten, weit, in der Türkei“ oder der sog. Dritten Welt „die Völker auf einander schlagen“, findet auch seine grundsätzliche Erörterung in Medien jedweder Art zunehmend Aufmerksamkeit. Dies konnte allerdings nicht verhindern, daß die Finanzmittel in Deutschland zur wissenschaftlichen Erforschung seiner Ursachen oder der Möglichkeiten friedlicher Konfliktregelung - in einer Art Gegenbewegung - zusammengestrichen wurden (vgl. Gantzel/Schwinghammer 1995: 24) und wohl auch heute nicht einmal die Höhe der Kosten „für das Klopapier der Armeen“ (Gantzel 1988: 12) erreichen. Den meisten PolitikerInnen in herrschenden Parteien scheint der moralische Eintopf wertvoller als die differenzierte Analyse zu sein - darauf wird am Ende zurückzukommen sein.

Ganz im Gegensatz zu dem kurzzeitigen Gefühl, mit dem Ende des Kalten Krieges den Auftakt zum andauernden Weltfrieden erlebt zu haben (vgl. Gantzel/Schwinghammer 1995: 23), steht die Bilanz der „Kriegsbuchhaltung“<sup>3</sup>: „Die Tendenz, Konflikte mit kriegerischen Mitteln auszutragen, hält nicht nur ungebrochen an, sondern verschärfte sich seit Ende der 80er Jahre sogar noch“ (Gantzel et al. 1992: 5). Die Gesamtzahl der Kriege seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat sich inzwischen auf 190 erhöht, wobei - nach äußerst zurückhaltenden Schätzungen - insgesamt wenigstens 6,5 Mio. Todesopfer aufgrund unmittelbarer kriegerischer Gewalt zu beklagen sind (Jung et al. 1995: 5). Dabei lassen sich drei eindeutige Tendenzen der Kriegsentwicklung seit dem Zweiten

Weltkrieg erkennen: Es gibt einen stetigen Anstieg der weltweiten Kriegsanfälligkeit; seit 1945 wurde im Durchschnitt „in jedem Jahr fast ein Krieg (0,95) mehr geführt als im Vorjahr. Durchschnittlich wurden also in jedem Jahr mehr Kriege begonnen als beendet, und die jeweils neuen Kriege dauerten immer länger. Im Jahr 1992 wurden mehr Kriege geführt als je zuvor seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs“ (Gantzel/Schwinghammer 1995: 90).

Kriege finden heute fast ausschließlich in der sog. Dritten Welt statt; auf über 90% der Kriege seit 1945 trifft diese Kennzeichnung zu. Es zeigt sich, „daß sich - nach gewaltigen Staaten- und Bürgerkriegen des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts - das Kriegsgeschehen von den Zentren bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung (Kern- bzw. ‚West‘-Europa, Nordamerika, Australien und Neuseeland) vollständig in die Peripherien verlagert hat“ (Gantzel/Schwinghammer 1995: 106).

Die dominante Form der Kriege seit 1945 sind innere Kriege gewesen; zwischenstaatliche Kriege machen gerade mal 17% des Kriegsgeschehens der vergangenen 50 Jahre aus, und diese Tendenz nimmt weiter zu. In fast der Hälfte aller Kriege seit 1945 ist „der Sturz bzw. Erhalt der Regierung, des Regierungssystems oder gar des gesamten Gesellschaftssystems das ausschließliche Ziel oder zumindest ein Teilziel der Kriegführenden [gewesen]. Darin kommt zum Ausdruck, daß der Kampf um Gesellschaftsform, Staatsbildung und die Macht im Staate das Kriegsgeschehen seit 1945 am stärksten bestimmte“ (Gantzel/Schwinghammer 1995: 119).

Krieg bleibt auf der Tagesordnung des Weltgeschehens und damit auch eine der wichtigsten Herausforderungen für die Friedens- und Konfliktforschung (Brock 1995). Daß immer weniger die klassischen zwischenstaatlichen Kriege, sondern scheinbar sog. „Ethnische Konflikte“ das Kriegsgeschehen bestimmen, weist auf die Bedeutung kulturell bestimmter Gruppenbildungen und Abgrenzungen hin, die sich in Feindbildern manifestieren. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, „daß die jeweils zur Abgrenzung von Freund und Feind benutzten Differenzen keineswegs die eigentlichen Konfliktursachen repräsentieren“, denn es sind „die Modernisierungs- und Staatenbildungsprozesse und der Kampf um Knappen werden-

de Ressourcen, die den Hintergrund der gegenwärtigen Kriege und bewaffneten Konflikte bilden“ (Jung et al. 1995: 9). Ethnische Differenzen werden hierfür vielfach instrumentalisiert und bilden als Feindbilder ein wichtiges Element für den kriegesischen Austrag von Konflikten, aber nicht ihre Ursache.

## 2. Feindbilder

Auch wenn „die ‚Methode der informierten Mutmaßung‘ die vorherrschende Arbeitsweise bei der analytischen Durchdringung von Feindbildern“ im Rahmen der Kriegsursachenforschung zu sein scheint (Mendler/Schwegler-Rohmeis 1989: 265), lassen sich drei grundlegend verschiedene Ansätze unterscheiden, die ein je spezifisches Licht auf den Zusammenhang von Krieg und Feindbildern werfen (vgl. Silverstein/Holt 1989: 171 sowie Druckman 1994: 52f.). Dabei handelt es sich um grundsätzlich verschiedene Weltansichten, die auch zu unterschiedlicher Bewertung von Krieg führen: Nach dem „Schwarz-Weiß-Theorem“ (Silverstein/Holt 1989: 171 schreiben von „folk or Rambo theory“) erscheint die Welt als Schauplatz des Kampfes des Guten gegen das Böse; im Krieg wird dieser Wettbewerb ausgetragen. Das „Realpolitik-Theorem“ bildet die Welt als anarchisches System von Staaten, bestimmt durch Machtkonkurrenz, ab; Krieg ist dabei Teil dieses Machtspiels, eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Dem „Konflikt-Theorem“ zufolge erscheint die Welt als komplexe Konflikt-Struktur, in der Akteure auf verschiedenen Ebenen ihre Interessen verfolgen; Kriege sind dabei das Resultat konkurrierender Interessen, wenn Konflikte eskalieren. Innerhalb dieser Theoreme kommt dem Verhältnis von Feindbildern und Krieg eine je verschiedene Bedeutung zu:

Im „Schwarz-Weiß-Theorem“ erscheint der Krieg gerechtfertigt, möglicherweise sogar notwendig, weil das Feindbild so stark ist, daß keine dem negativen Bild des Gegners widersprechenden Informationen aufgenommen, sondern auch solche dem Freund-Feind-Schema entsprechend uminterpretiert werden (vgl. Finlay et al. 1967: 26). Es entsteht ein schwarz-weißes Bild der Welt, in der dem Guten auch durch Krieg zum umfassenden Durchbruch verholfen werden muß. Dieses Wahrnehmungsmuster bildet sich insbesondere in Situationen aus, in

denen ein Aggressor eindeutig zu identifizieren ist und die Tendenz vorherrscht, sich auf die Seite des Opfers zu stellen.

Im „Realpolitik-Theorem“ erscheint der Krieg als rationale, unvermeidbare Antwort auf eine bedrohliche Situation (vgl. Vasquez 1993: 154), zu der auch Feindbilder beigetragen haben, weil alle Handlungen des Konkurrenten als potentiell gegen die eigenen Interessen gerichtet aufgefaßt werden. Dieses Wahrnehmungsmuster bildet sich vor allem in mächtigen Staaten aus, die sich in einer Machtkonkurrenz sehen.

Im „Konflikt-Theorem“ erscheint der Krieg als vermeidbare Stufe auf der Konflikt-Eskalationsleiter; Feindbilder tragen zu dieser Eskalation bei. Der spezifische Konflikt erscheint dabei als Grundlage für die Feindbilder, und mit seiner Verregelung oder Lösung verliert auch das Wahrnehmungsmuster seine Wirksamkeit (vgl. Frei 1985: 139).

Diese Differenzierung in drei Theoreme, in denen Feindbilder von unterschiedlicher Bedeutung für einen kriegerischen Konfliktaustrag sind, ermöglicht hilfreiche Einblicke in die Wahrnehmungsmechanismen, die in Kriegen wirksam sind. Außerdem bietet sie die Möglichkeit, verschiedene Untersuchungsansätze in der Feindbildforschung einzuordnen und in ihrem Kontext zu verstehen (Silverstein/Holt 1989: 171). Diese Dreiteilung kommt jedoch nicht darüber hinaus, Feindbilder in ihrer Funktion für Kriege zu verstehen; Ausgangspunkt ist immer die Suche nach Kriegsursachen oder zumindest die Eskalation fördernden Bedingungsfaktoren auf den Stufen hin zum Krieg. Ganz andere Fragen und Ansätze kommen in den Blick, wenn Feindbilder die abhängige Variable darstellen, sie also als das zu Erklärende aufgefaßt werden. Wenn wir verstehen, was die Bestimmungsfaktoren für die unterschiedliche Ausprägung von Feindbildern sind, und erklären können, unter welchen Bedingungen Feindbilder entstehen und zerfallen bzw. stabil bleiben, ließe sich etwas beitragen zu der friedenswissenschaftlich und politisch wichtigen Frage, unter welchen Bedingungen Konflikte zu Kriegen eskalieren.

### 3. Feindbilder und Frieden

Hier ist nicht der Platz für eine Bestandsaufnahme friedenswissenschaftlicher Feindbild-

forschung (vgl. hierzu Weller 1991: 59-84); unter der Fragestellung „Feindbilder und Frieden“ wäre sie auch nicht besonders ergiebig, weil ihr Untersuchungsgegenstand fast ausschließlich ein anderer war: ihre Stabilität. Gemeinplatz traditioneller Friedensforschung war, daß Feindbilder außerordentlich stabil und kaum aufzulösen seien, insbesondere das antikommunistische Feindbild im Westen, weil es schon eine mehrere Jahrzehnte lange Tradition besäße und seine Aufrechterhaltung vielfach in Strukturen eingebaut sei. Entsprechend auffällig war Ende der 80er Jahre der (scheinbare) Widerspruch zum raschen Feindbildzerfall gegenüber der Sowjetunion (vgl. Weller 1992: 6-19).

War die Friedensforschung vor 1989 stark auf den Ost-West-Konflikt konzentriert (vgl. Jopp 1992), war es noch mehr die Feindbildforschung in ihrer Fixierung auf den Antikommunismus. Hieraus entsprang ein traditionelles Untersuchungsdesign, welches - von der Bösartigkeit seines Gegenstandes überzeugt - seine Stabilität anprangerte und zu erklären trachtete, um darauf aufbauend Strategien zum Feindbildabbau entwerfen zu können. Die Entstehung von Feindbildern und ihre Funktionen standen im Mittelpunkt der Untersuchungen (vgl. etwa Flohr 1991, dazu Weller 1994), ohne daß sich Anhaltspunkte boten, die entwickelten Hypothesen zu überprüfen. Auf der individuellen, der sozialen und der politischen Ebene wurde eine große Zahl von Faktoren zusammengetragen, die positiven Einfluß auf die Entstehung und Stabilität von Feindbildern haben könnten (z.B. kognitive Konsistenz, Sozialisation, Darstellungen in Schulbüchern, geographische Lage, Politikerreden etc.). Erst der - für die Feindbildforschung überraschende, weil letztlich zwar herbeigesehnte, aber weitgehend theoriwidrige - Feindbildzerfall am Ende des Kalten Krieges schuf die - bis heute jedoch kaum genutzte - Möglichkeit, die Ansätze der Feindbildforschung einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

Dieses Unternehmen würde jedoch den Rahmen dieses Beitrages sprengen, weshalb hier ein alternativer und letztlich wohl grundlegenderer Zugang zum Feindbild-Phänomen gewählt werden soll. Weniger die politische, als vielmehr die psychologische Untersuchungsebene verspricht einen Erkenntniszuwachs, so daß im folgenden weder der Funktion von Feindbildern für den Krieg noch den Bedingungen ihrer Sta-

bilität mein Interesse gilt, sondern den individuellen und sozialen Voraussetzungen für Wahrnehmungsmuster, die uns auf der politischen Ebene als Feindbilder begegnen. Die Voraussetzung von Feindbildern wird dabei nicht, wie bei den oben erwähnten drei Theoremen, im Konflikt, aber auch nicht in der Persönlichkeit (vgl. Adorno 1973), sondern in der Strukturierung menschlicher Wahrnehmungen gesehen.

#### 4. Wahrnehmungsprozesse

So wie die Kameraführung uns FernsehzuschauerInnen nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit vermittelt, die am Ort des Geschehens potentiell wahrnehmbar wäre, ist auch unser menschlicher Wahrnehmungsapparat darauf angewiesen, das ihm wichtig Erscheinende auszuwählen aus dem, was die fünf Sinne ihm an Wahrnehmungen anzubieten haben. Damit wir uns in der unendlichen Vielfalt der Reize zurechtfinden können, laufen bei der Wahrnehmung verschiedene Prozesse ab, die es uns ermöglichen, das Wahrgenommene in eine Struktur zu bringen, in der wir uns zurechtfinden können. Am wichtigsten ist hierbei die Kategorisierung, die „Klassifizierung ähnlicher Dinge oder Personen in eine gemeinsame Kategorie“ (Stapf et al. 1986: 26). Auf der Grundlage von Ähnlichkeiten und Unterschieden gruppieren wir die Objekte unserer Wahrnehmung in Kategorien (Hamilton/Sherman 1994: 5). Sehen wir ähnlich aussehende bunte Dinger sich auf vier Rädern durch Straßen bewegen, werden diese als Autos kategorisiert, weil etwa eine differenziertere Wahrnehmung nach Automarke oder -typ etc. viel größerer Wahrnehmungsanstrengungen bedürfte und uns diese genauere Wahrnehmung in der Regel auch gar nicht interessiert.

Kategorisierung ist also ein Grundphänomen und eine zwingende Notwendigkeit menschlicher Wahrnehmungen. Nehmen wir bei der Wahrnehmung von Personen Kategorisierungen vor, spricht man von Stereotypen. Stereotypisierung meint die Zuschreibung von Eigenschaften auf der Grundlage der Zugehörigkeit eines Menschen zu einer bestimmten Kategorie bzw. Gruppe (Oakes et al. 1994: 1). So wie wir Gegenständen wie Blumen, Häusern oder Autos bestimmte Eigenschaften zuschreiben, tun wir das auch bei Menschen, nach Kategori-

en wie Geschlecht, Alter, Nationalität, Beruf etc. Wir bilden Stereotype, indem wir unsere immer sehr begrenzten Erfahrungen mit Personen einer Kategorie auf alle Menschen, die zu dieser Kategorie gehören, übertragen, und ihnen damit die entsprechenden Eigenschaften zuschreiben. Angenommen, wir wären der Auffassung, daß Amerikaner oberflächlich sind (Stereotyp), und wir würden einem Menschen genau deshalb Oberflächlichkeit zuschreiben, weil er Amerikaner ist, hätte eine Stereotypisierung stattgefunden. Das heißt natürlich nicht, daß wir dieses erste, auf Stereotypisierung basierende und damit oberflächliche Urteil nicht korrigieren, wenn wir einen Amerikaner näher kennenlernen, der alles andere als oberflächlich ist. Gleichzeitig wird uns aber auch die kleinste Andeutung von Oberflächlichkeit in unserem Stereotyp bestätigen, so daß *eine* gegenteilige Erfahrung keine Grundlage dafür ist, den Inhalt des Stereotyps zu verändern, denn Stereotype bilden auch kognitive Strukturen, welche die Informationsverarbeitung beeinflussen (vgl. Hamilton/Sherman 1994: 3).

Zwei Erklärungen lassen sich anführen, um Kategorisierung bzw. Stereotypisierung zu verstehen. Zum einen ist der menschliche Wahrnehmungsapparat nicht in der Lage, alle Einzelheiten, die ihm vermittelt werden, aufzunehmen; die kognitive Ökonomie zwingt uns also zur Kategorisierung. Zum anderen ermöglicht die Kategorisierung, bei der Wahrnehmung auch Strukturen der Situation aufzunehmen: Die Zugehörigkeit von Menschen zu Gruppen hat ja auch etwas reales, und in bestimmten Situationen ist es angemessen und außerordentlich hilfreich, Menschen als Mitglieder einer Gruppe wahrzunehmen und mit ihnen entsprechend zu interagieren. Wenn sich beispielsweise eine Demonstrantin einem Polizisten gegenüber sieht, wird sie sich mit der Aufmerksamkeit ihrer Wahrnehmung erst einmal nicht auf die Individualität des vor ihr stehenden Menschen konzentrieren, sondern diesen kategorisieren als Polizisten, der zugleich Mitglied einer - möglicherweise in der Situation gegnerischen - Gruppe ist. Damit werden diesem Menschen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, abgeleitet aus dem Stereotyp „Polizist“. Gleichzeitig wird durch die Zuordnung des Polizisten zu einer Gruppe die Struktur der Situation deutlich, daß offenbar ein Konflikt zwischen zwei Grup-

pen besteht, zwischen der Gruppe der PolizistInnen und der Gruppe der DemonstrantInnen (vgl. Oakes et al. 1994: 127f).

Sieht man Kategorisierung und Stereotypisierung nur als Resultat kognitiver Ökonomie - diese Sicht war auch in der Sozialpsychologie lange vorherrschend (vgl. Oakes et al. 1994: 12-33) - folgt daraus leicht eine negative Bewertung, weil das Ergebnis der stereotypisierenden Wahrnehmung nur als *realitätsverzerrend* aufgefaßt wird.<sup>4</sup> Stereotypisierung läßt sich jedoch auch begreifen als Wahrnehmungsstrukturierung, welche in der Lage ist, auch die Zusammenhänge der Situation aufzunehmen und zu realisieren. Die Demonstrantin im eben genannten Beispiel tritt dem Polizisten ja auch nicht primär als individuelle Persönlichkeit gegenüber, sondern in ihrer Rolle als Demonstrantin und damit auch als Mitglied einer Gruppe. Dieses zu realisieren, ermöglicht eine umfassendere Situationsdefinition, weil dabei der Konflikt zwischen den zwei beteiligten Gruppen deutlich wird, der für das weitere Verhalten sicher von größerer Bedeutung ist als die individuellen Persönlichkeiten der Beteiligten. Zusammengenommen bewirkt Kategorisierung - aus dieser kognitiven Perspektive - also sowohl Beschränktheit als auch einen Zugewinn an Informationen.

Vor allem aber hat Stereotypisierung noch nicht zwangsläufig mit Feindbildern zu tun, denn so wenig problematisch es ist, ein Auto für einen Ferrari zu halten, nur weil es flach und rot ist, so wenig führen Stereotype von Nationalitäten zum Krieg. Es sind weitere, in der Sozialpsychologie identifizierte und erforschte Prozesse der Wahrnehmung, welche die Grundlage liefern, auf der sich Feindbilder entwickeln können. Die ständig vorgenommene Kategorisierung hat zwei relativ automatische Folgeprodukte: eine Verzerrung der Wahrnehmung in der Hinsicht, daß Ähnlichkeiten innerhalb und Unterschiede zwischen den Kategorien betont werden, daß sich also in der Wahrnehmung die Differenz zwischen der eigenen und der anderen Gruppe erhöht, während sie sich für die Verhältnisse innerhalb der Gruppen reduziert. Außerdem „sind Stereotype von Fremdgruppen in der Regel negativer als die von Gruppen, denen man selbst angehört“ (Stapf et al. 1986: 28; vgl. auch Oakes et al. 1994: 37). An dieser Stelle mögen manche LeserInnen dem Autor

unterstellen, irgend einem „Psycho-Zeug“ auf den Leim gegangen zu sein, und es mag eingewandt werden, daß die im folgenden dargestellten Erkenntnisse aus Experimenten resultieren, in denen unter sehr künstlichen Bedingungen die Kategorisierungsprozesse untersucht wurden. Aber gerade darin liegt m.E. auch die Stärke der Analysen, daß nur das Labor-Experiment ermöglicht, grundlegende Motive menschlichen Verhaltens offenzulegen, und daß in vielfach wiederholten Untersuchungen die beteiligten Menschen immer wieder dieselben Reaktionsweisen zeigten und es somit schwer von der Hand zu weisen ist, daß es sich um etwas anderes als einen stabilen Mechanismus im menschlichen Wahrnehmungsprozeß handelt. Untersucht wird er im sog. „Paradigma der minimalen Gruppen“, das im folgenden kurz beschrieben wird.

## 5. Fremdgruppenabwertung

Das „Paradigma der minimalen Gruppen“ (vgl. Diehl 1990) wird so genannt, weil das Gefühl der Gruppenzugehörigkeit in den vorgenommenen Untersuchungen so gering wie möglich sein soll, damit alle anderen Motivationen, die eigene gegenüber der fremden Gruppe zu bevorzugen, ausgeschlossen werden, denn es gilt ja die Hypothese zu überprüfen, daß allein die Kategorisierung die Differenz zwischen Eigen- und Fremdgruppen-Beurteilung hervorbringt. Die Experimente umfassen jeweils zwei Phasen. Zunächst wurden alle Teilnehmer aufgefordert, ein persönliches Urteil zu einer völlig unbedeutenden Frage abzugeben, zum Beispiel nach ihrer Präferenz für einen der beiden abstrakten Maler, Paul Klee oder Wassilij Kandinsky. Tatsächlich wurden die Teilnehmer jedoch nach dem Zufallsprinzip in zwei Gruppen unterteilt, und nur jedem einzelnen wurde gesagt, ob er zur Klee- oder zur Kandinsky-Gruppe gehört; es konnte also weder irgendwelche Kommunikation innerhalb noch zwischen den Gruppen stattfinden, weil niemand die Gruppenzugehörigkeit einer anderen Person wußte; also „minimale Gruppen“!

In der zweiten Phase des Experiments hieß die Aufgabe, verschiedenen Empfängern Geldbeträge zuzuweisen, wobei die Identität der Empfänger nicht deutlich wurde, sondern mit einer Code-Nummer verschlüsselt war. Einzige

die Gruppenzugehörigkeit der Empfänger war bekannt, sie gehörten also entweder zur „Klee-Gruppe“ oder zur „Kandinsky-Gruppe“ - in der Wahrnehmung der Teilnehmer entweder zur eigenen oder zur Fremdgruppe. Die Geldzuweisungen erfolgten jeweils anhand von Listen mit verschiedenen vorgegebenen Kombinationen von Beträgen, so daß durch die Entscheidung für einen bestimmten Betrag, den man der eigenen Gruppe zuweisen wollte, feststand, welchen Betrag dann die andere Gruppe bekam. Von den angebotenen Kombinationen mußten sich die Teilnehmer jeweils für eine entscheiden; eine solche Liste für ein Mitglied der „Klee-Gruppe“ sah beispielsweise folgendermaßen aus:

Die Zahlen sind Belohnungen für:

- a) Mitglied 74 der Klee-Gruppe
- b) Mitglied 44 der Kandinsky-Gruppe

a)	b)
7	1
8	3
9	5
10	7
11	9
12	11
13	13
14	15
15	17
16	19
17	21
18	23
19	25

Anhand solcher, immer wieder anders kombinierter Zahlenreihen nahmen die Teilnehmer die Geldzuweisungen für alle Teilnehmer vor (z.B. für a) 11 und für b) 9), wobei sie sich niemals selbst einen Betrag zuweisen konnten. Wohl gemerkt, von den Mitgliedern der anderen Gruppe wußten die Teilnehmer nur, daß sie (angeblich) einen anderen abstrakten Maler als sie selbst bevorzugten, Klee statt Kandinsky oder umgekehrt.

Bei diesem Experiment, das inzwischen vielfach mit unterschiedlichen Kategorien wiederholt und bestätigt wurde, zeigte sich ein klares Resultat: Nicht, was eigentlich zu erwarten gewesen wäre, die Tendenz, sich für *die* Kombination zu entscheiden, die in der Summe für

beide Gruppen, also für alle Teilnehmer zusammen den höchsten Geldbetrag erbracht hätte, bestimmte die Entscheidungen, sondern der Versuch, fair zu sein: die Beträge sollten möglichst für beide Gruppen nicht zu unterschiedlich sein. Allerdings, und hier liegt das wichtigere Ergebnis dieses Experiments, wurden die eigenen Gruppenmitglieder bevorzugt, wobei vor allem versucht wurde, im direkten Vergleich zur anderen Gruppe, also relativ besser gestellt zu werden. Das durchschnittliche Ergebnis lag in der Nähe der Kombination a) 12, b) 11. Offenbar hat also die reine Gruppenmitgliedschaft Auswirkungen auf das Verhalten gegenüber anderen Gruppen und ihren Mitgliedern. Wie läßt sich das erklären?

## 6. Soziale Kategorisierung

Warum spielte in dem beschriebenen Experiment die - eigentlich völlig bedeutungslose - Gruppenzugehörigkeit eine offenbar so entscheidende Rolle? Die gesamten Rahmenbedingungen des Experiments brachten die Teilnehmer in eine Situation, in der nahezu keine sozialen Orientierungspunkte vorhanden waren - mit Ausnahme der Einteilung in zwei Gruppen, und die Aufgabenstellung der zweiten Phase lenkte die Aufmerksamkeit genau auf dieses „minimale soziale System“. Menschen benötigen die soziale Kategorisierung, um ihre soziale Umwelt zu strukturieren und zu verstehen. Diese Struktur beeinflußt nicht nur ihr Handeln, sondern liefert gleichzeitig einen Orientierungsrahmen für die Selbstwahrnehmung. „Wir klassifizieren nicht nur andere als Mitglieder dieser oder jener Gruppe, sondern wir weisen auch *uns selbst* einen Platz in Beziehungen zu eben diesen Gruppen zu. Unser Gefühl der Identität ist [...] eng verbunden mit unseren verschiedenen Gruppenmitgliedschaften“ (Brown 1990: 420, Hervorh. dort). Aus diesen Gruppenmitgliedschaften resultiert unsere soziale Identität, die Teil unseres Selbstbildes und mitverantwortlich für unser Selbstwertgefühl ist (vgl. Tajfel/Turner 1986).

Weil wir nach einem positiven Selbstwertgefühl streben, wollen wir immer möglichst zu Gruppen gehören, die positiv beurteilt werden, denn daraus resultiert eine positive soziale Identität. Diese positive Beurteilung der *Eigen*gruppe basiert aber vor allem auf Vergleichen mit an-

deren Gruppen. Nur wenn der Vergleich mit einer Außengruppe positiv ausfällt, können wir daraus für unsere soziale Identität profitieren (vgl. Brown 1988). Damit erklären sich auch die Geldzuweisungen im Klee-Kandinsky-Experiment: Weil die einzige Möglichkeit, soziale Identität zu gewinnen, darin lag, entweder zur Klee- oder zur Kandinsky-Gruppe zu gehören, bestand die Neigung, beim Vergleich der Eigengruppe mit der Fremdgruppe positiv abzuschneiden, und dies wurde ermöglicht durch relativ höhere Geldzuweisungen an Mitglieder der eigenen Gruppe.

## 7. Selbst-Kategorisierung

Die soziale Wirklichkeit liefert uns in der Regel keine so einfachen Muster von *ingroup* und *outgroup*, wie sie durch das Labor-Experiment ermöglicht wurden. Unsere so viel differenziertere Umwelt bietet unendlich viele Möglichkeiten für Kategorisierungen. Im oben erwähnten Beispiel des Zusammentreffens einer Demonstrantin mit einem Polizisten könnte in der Wahrnehmung der Demonstrantin der Polizist etwa auch in die Kategorie „Männer“ eingeordnet werden, die Demonstrantin aus der Sicht des Polizisten zur Kategorie „DemonstrationsteilnehmerIn mit hohem Alter“ gehören. Diese zwei Möglichkeiten sind jedoch nur in bestimmten Kontexten erwartbar, erstere etwa bei einer Demonstration von Feministinnen für Frauenrechte.

Welche Kategorisierungen wir vornehmen, ist also kontextabhängig (Oakes et al. 1994: 95), und die Theorie der Selbst-Kategorisierung (Turner 1985; Turner et al. 1987) macht präzise Aussagen darüber, auf welcher Ebene wir die Kategorisierungen - und damit Stereotypisierungen - in bestimmten Situationen vornehmen: die Kategorisierung basiert auf dem Vergleich der Unterschiede innerhalb mit den Unterschieden zwischen potentiellen Kategorien (Oakes et al. 1994: 98). Nimmt der Polizist im obigen Beispiel den Unterschied zwischen sich und den DemonstrantInnen geringer wahr als den zwischen alten und jungen Beteiligten, wird er seine Kategorisierung nach dem Alter der DemonstrationsteilnehmerInnen vornehmen. Der Polizist wird von der Demonstrantin als „Mann“ kategorisiert, wenn ihr - etwa in der Situation einer Demonstration für Frauenrechte - die Dif-

ferenz zwischen Polizistinnen und Demonstrantinnen geringer erscheint als die zwischen Frauen und Männern. Die Wahrnehmung der größten Differenz bestimmt also über die vorgenommene Kategorisierung.

Die Kategorisierung strukturiert aber nicht nur die Wahrnehmung der Situation, sondern hat auch Konsequenzen für die Selbstwahrnehmung - eine Art Selbst-Stereotypisierung (Oakes et al. 1994: 100). Geschieht die Kategorisierung des Polizisten als „Mann“, nimmt die Demonstrantin sich in dieser Situation primär als Frau wahr; kommt das Stereotyp „Polizist“ zur Anwendung, folgt daraus die Selbst-Stereotypisierung als Demonstrantin. Auf welcher Abstraktionsebene wir Kategorisierungen vornehmen, hängt vom Kontext und unserem Wissen über die Situation ab. Bei einem Besuch in einer Unterkunft für Asylsuchende beispielsweise nehmen wir uns selbst zunächst als „Nicht-Asyl-Suchende“ wahr, bei der Diskussion über das neue Asylrecht ist aber dann möglicherweise die Kategorisierung, wer für und wer gegen die verschärften Asylgesetze ist, die Ebene, auf der zwischen *ingroup* und *outgroup* unterschieden wird - wenn die Differenz zwischen diesen zwei Gruppen größer wahrgenommen wird als die Differenz zu den AsylbewerberInnen. Und wenn wir als VertreterIn einer christlichen Gemeinde diesen Besuch machen, könnte die größte Differenz die Religionszugehörigkeit sein, und die Kategorisierung das Selbst-Stereotyp „ChristIn“ in den Vordergrund rücken.

## 8. Feindbilder und Krieg

Durch Kategorisierung strukturieren wir unsere soziale Realität: die Welt wird einfacher und überschaubarer. Gleichzeitig bekommen wir selbst einen Platz in dieser Welt: als Mitglied unterschiedlichster „Gruppen“ gewinnen wir soziale Identität. Damit diese soziale Identität möglichst positiv ist - weil wir davon für unser persönliches Selbstwertgefühl profitieren -, neigen wir dazu, *outgroups* abzuwerten.<sup>5</sup> Das alles ist weiter nicht schlimm, solange jeder Mensch seine kontextabhängigen individuellen Kategorisierungen vornimmt und sich die dabei entstehenden *ingroups* und *outgroups* vielfach überschneiden.

Feindbilder<sup>6</sup> resultieren aus diesem Prozeß,

wenn in einer Gesellschaft *eine* Kategorisierung, ein bestimmtes Wahrnehmungsmuster sozial vermittelt wird, aus dem eine grundsätzlich negative Einstellung gegenüber einer anderen Gruppe hervorgeht. Ein solches Wahrnehmungsmuster wird unterstützt, wenn zum Beispiel Konflikte zwischen Gesellschaften existieren, denn Konflikte bestimmen sehr leicht die Kategorisierungen, weil die dem Konflikt zugrundeliegenden Differenzen als größte Differenz bei der Suche nach Kategorien der Wahrnehmung erscheinen. Wird diese Kategorisierung gesellschaftlich positiv sanktioniert und vor allem die *outgroup* für den Konflikt verantwortlich gemacht, woraus eine negative Einstellung erwächst, existiert ein Feindbild.

Doch aus Feindbildern folgt noch nicht unaufhaltsam der Krieg. Der hier vorgestellte Feindbild-Begriff (grundsätzlicher vgl. Weller 1992) geht von einem *graduellen* Feindbildkonzept aus: Das Feindbild kann mehr oder weniger stark von negativen Einstellungen bestimmt sein, was wiederum von der Stärke des Wahrnehmungsmusters, also der Kategorisierung abhängt. Je größer die Differenz zwischen *ingroup* und *outgroup* wahrgenommen wird, desto bestimmender wird die dem Feindbild zugrundeliegende Kategorisierung. Im Extremfall wird Feinden - wie etwa im Zweiten Weltkrieg - das Mensch-Sein abgesprochen (vgl. Keen 1987), so daß keine Ebene darüber mehr eine andere Kategorisierung erlaubt. Auch wenn die Welt als Schauplatz des Kampfes des Guten gegen das Böse erscheint („Schwarz-Weiß-Theorem“, s.o.), wird die Kategorisierung sich bei allen Wahrnehmungen an dieser Differenz ausrichten und ein extremes Feindbild hervorbringen. Im „Realpolitik-Theorem“ werden zwar alle Handlungen des Konkurrenten als potentiell gegen die eigenen Interessen gerichtet aufgefaßt, aber dieses Weltbild läßt doch auch andere Kategorisierungen zu, etwa gemeinsame Interessen gegen eine dritte Seite. Damit ist zumindest die Möglichkeit gegeben, daß ein starkes Feindbild durch andere Kategorisierungen abgeschwächt wird.

Die Wahrnehmung einer komplexen Konfliktstruktur im sog. „Konflikt-Theorem“ weist darauf hin, daß Kategorisierungen anhand *verschiedener* Konfliktlinien vorgenommen werden und sich damit *ingroup* und *outgroup* vielfach überschneiden. Auch hier existieren, wenn die

an Konflikten ausgerichteten negativen Wahrnehmungsmuster sozial vermittelt werden, Feindbilder; aber durch die Überschneidungen schwächen sie sich gegenseitig, so daß in der Regel die Feindbilder nicht so stark sind, daß Menschen bereit sind, einen Krieg zu befürworten. Somit wird deutlich, wie sich die oben kurz vorgestellten Feindbild-Ansätze der Kriegursachenforschung in diesen, auf sozialpsychologischen Grundlagen entwickelten Ansatz integrieren lassen. Er weist jedoch über sie hinaus, weil er die Bedingungen für Feindbilder offenlegt und Aussagen ermöglicht zu der Frage, wann welche Kategorisierungen zu Feindbildern tendieren.

Die drei zu Anfang vorgestellten Theoreme erlauben eine Differenzierung zwischen extremen und weniger starken Feindbildern. Sie bieten aber kaum Möglichkeiten, schon frühzeitig erkennen zu können, wo Feindbilder entstehen könnten, und Gegenstrategien zu entwickeln, um Feindbildern ihre konfliktverschärfende Wirkung zu nehmen. Die Wahrnehmung großer Differenzen zwischen einer eigenen und einer anderen Gruppe bestimmt die vorgenommene Kategorisierung; an dieser Grenze zwisch *ingroup* und *outgroup* unterschieden - mit der Konsequenz, daß die Unterschiede innerhalb der eigenen Gruppe unterschätzt werden und daß eine Fremdgruppen-Abwertung vorgenommen wird, um das Gefühl zu bestärken, zur besseren Gruppe zu gehören. Hierin liegt der Keim zu Feindbildern, was uns ermöglicht, schon frühzeitig erkennen zu können, welche Kategorisierungen sich zu Feindbildern entwickeln könnten.

## 9. Nochmals: Feindbilder und Frieden

Sind Feindbilder eine wichtige Bedingung für Krieg, wird die Erkenntnis ihrer Entstehungsbedingungen zu einem Baustein für den Frieden. Dabei mögen uns die sozialpsychologischen Forschungsergebnisse eher resignieren lassen ob unserer - bei kritischer Selbstbeobachtung ständig überprüfbar - menschlichen Tendenz, beim Kategorisieren die *outgroup* eher abzuwerten. Doch erst das weit verbreitete und sozial vermittelte Kategorisierungsmuster läßt daraus Feindbilder entstehen, wodurch sich zwei Faktoren identifizieren lassen, unter deren Einfluß sich starke Feindbilder verhindern



lassen: ansetzen läßt sich am Konflikt und an der sozialen Vermittlung von Wahrnehmungsmustern.

Konflikte sind leicht in der Lage, die großen Differenzen zu liefern, die unsere Kategorisierung bestimmen. Doch zu allen Fällen gibt es neben dem aktuellen Konflikt auch Übereinstimmungen, gemeinsame Interessen, andere Wahrnehmungsebenen, auf denen Konfliktgegner gemeinsam in einer *ingroup* sind. Aus diesem Grunde ist es so wichtig, Konflikte frühzeitig, bevor sie für viele Menschen kategorisierungsbestimmend werden, genau zu analysieren, um auch die Dimensionen aufzudecken und öffentlich zu machen, in denen kein Konflikt besteht.<sup>7</sup> Daß die öffentliche Finanzierung dieser Arbeit in Deutschland nicht mindestens so selbstverständlich ist wie die Weiterfinanzierung der Bundeswehr, und selbst sehr bescheidene Vorschläge<sup>8</sup> auf Reserviertheit treffen, muß erschrecken, läßt es doch befürchten, daß auch demokratischen Regierungen der moralische Eintopf mehr zu versprechen scheint als differenzierte Aufklärung.

Der zweite Faktor, der zur Entstehung von Feindbildern beiträgt, ist die soziale Vermittlung von Wahrnehmungsmustern. Auf der Suche nach positiver sozialer Identität<sup>9</sup> übernehmen wir gerne Kategorisierungen, die uns als Mitglieder der positiv beurteilten Gruppen erscheinen lassen. Wer solche Wahrnehmungsmuster propagiert, wer die Differenzen zwischen uns und den anderen übertreibt und damit übereinstimmende Kategorisierungen herbeiführen möchte, produziert Feindbilder. Nicht das Militär verdient unsere Aufmerksamkeit, wenn wir Kriege verhindern wollen, sondern unsere Wahrnehmungen: Die Differenzen bestimmen unsere Kategorisierungen und damit unser Bild von der Welt; wir sollten darauf achten, wer die Differenzen bestimmt in der Welt, die wir wahrnehmen.

## Anmerkungen

- 1 Für hilfreiche Kommentare zur ersten Fassung dieses Aufsatzes danke ich Marianne Beisheim, Gunther Hellmann, Kirsten Mensch, Gudrun Schwarzer, Kristin Weller und Klaus Dieter Wolf.
- 2 Die reduzierte Forschungsintensität kann auch mit dem Rückgang der Forschungsförderung für die Friedens- und Konfliktforschung zusammenhängen, vgl. „Bundesregierung streicht Mittel für Friedensforschung“, in: Arbeitsstelle Friedensforschung Bonn (Hrsg.): AFB-INFO 2/94, 2.

- 3 Gantzel/Meyer-Stamer (1986: 3). Krieg wird dabei betrachtet als ein „gewaltsamer Massenkonflikt, der alle folgenden Merkmale aufweist: (a) an den Kämpfen sind zwei oder mehr bewaffnete Streitkräfte unmittelbar beteiligt, bei denen es sich *mindestens* auf einer Seite um reguläre Streitkräfte (Militär, paramilitärische Verbände, Polizeieinheiten) der Regierung handelt; (b) auf beiden (!) Seiten muß ein Mindestmaß an *zentralgeleiteter Organisation* der Kriegführenden und des Kampfes gegeben sein, selbst wenn es nicht mehr bedeutet als organisierte bewaffnete Verteidigung oder strategisch-taktisch planmäßige Überfälle (Guerrillaoperationen, Partisanenkrieg usw.); (c) die bewaffneten Operationen ereignen sich mit einer gewissen *Kontinierlichkeit* und nicht nur als gelegentliche, spontane Zusammenstöße, d.h. beide Seiten operieren nach einer planmäßigen Strategie, gleichgültig, ob die Kämpfe auf dem Gebiet eines oder mehrerer Gesellschaften stattfinden und wie lange sie dauern“ (Gantzel/Meyer-Stamer 1986: 8). Zu Problemen dieser, sicher nicht unumstrittenen Begriffsbestimmung vgl. etwa Vasquez/Henehan (1992), aber auch Gantzel/Schwinghammer (1995: 31-35).
- 4 Damit wird jedoch vorausgesetzt, daß wir in der Lage sind, eine bestimmte Wahrnehmung als die der Realität angemessene zu kennzeichnen. Dies kann durchaus bezweifelt werden.
- 5 Der Versuch der psychologischen Rettung des „Neorealismus“ durch Mercer (1995), der mit Hilfe der *Social Identity Theory* den Nachweis führen möchte, daß allein das „Realpolitik-Theorem“ eine angemessene Sichtweise der internationalen Beziehungen sei, läuft genau an diesem Mechanismus ins Leere, weil Staaten kein persönliches Selbstwertgefühl besitzen und darum auch keine Neigung zur Fremdgruppen-Abwertung entstehen kann. Nur Menschen streben nach positivem Selbstwertgefühl.
- 6 Aus dieser sozialpsychologischen Fundierung ergibt sich folgende Definition: Unter „Feindbild“ verstehe ich ein aus einem sozial vermittelten, dichotomischen Wahrnehmungsmuster resultierende grundsätzlich negative Einstellung gegenüber einer anderen Gruppe (Weller 1992: 3).
- 7 Die Konferenz zur Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) ist ein erfolgreiches Beispiel, wie trotz einer stark strukturierenden Konfliktlinie die gemeinsame Identität als geographischer Raum die Suche nach und Vereinbarungen über gemeinsame Interessen beförderte.
- 8 Vgl. Ritterberger (1994) sowie „Kieler Erklärung“: Zivile Konfliktbearbeitung: Eine zentrale Aufgabe für Friedensgestaltung und Friedensforschung, in: Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (Hrsg.): AFK-Rundbrief 2/1994, 10-11.
- 9 Wie sehr Menschen auf positive soziale Identität als Quelle von Selbstwertgefühl angewiesen sind, hängt auch von ihrer sozialen Lage ab: je höher das soziale Ansehen, desto geringer ist das Bedürfnis nach Abwertung von *outgroups* zur Selbstwertsteigerung (vgl. Weller 1992: 32-36). Auf diesen Aspekt, der durchaus als gleichberechtigter dritter Faktor zur Beeinflussung von Feindbild-Neigungen gesehen werden kann, läßt sich hier aus Platzgründen nicht mehr eingehen.

## Literatur

- Adorno, Theodor W. 1973: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt a.M.
- Brock, Lothar 1995: Friedensforschung im Zeichen immer neuer Kriege, in: Vogt, Wolfgang R. (Hrsg.): Frieden als Zi-

- vilisierungsprojekt - Neue Herausforderungen an die Friedens- und Konfliktforschung, Baden-Baden, 340-350.
- Brown, Rupert 1988: *Group Processes: Dynamics within and between Groups*, Oxford.
- Brown, Rupert 1990: Beziehungen zwischen Gruppen, in: Stroebe, Wolfgang / Hewstone, Miles / Codol, Jean-Paul / Stephenson, Geoffrey M. (Hrsg.): *Sozialpsychologie. Eine Einführung*, Berlin, 400-429.
- Diehl, Michael 1990: The Minimal Group Paradigm: Theoretical Explanations and Empirical Findings, in: Stroebe, Wolfgang / Hewstone, Miles (Hrsg.): *European Review of Social Psychology*, Chichester, Band 1, 263-292.
- Druckman, Daniel 1994: Nationalism, Patriotism, and Group Loyalty: A Social Psychological Perspective, in: *Mershon International Studies Review* 38: 1, 43-68.
- Finlay, David / Holsti, Ole R. / Fagen, Richard R. 1967: *Enemies in Politics*, Chicago, Ill.
- Flohr, Anne Katrin 1991: Feindbilder in der internationalen Politik. Ihre Entstehung und ihre Funktion, Münster.
- Frei, Daniel 1985: Feindbilder und Abrüstung. Die gegenseitige Einschätzung der UdSSR und der USA, München.
- Gantzel, Klaus Jürgen 1988: Vorwort des Herausgebers, in: ders. (Hrsg.): *Krieg in der Dritten Welt. Theoretische und methodische Probleme der Kriegsursachenforschung - Fallstudien*, Baden-Baden.
- Gantzel, Klaus Jürgen / Meyer-Stamer, Jörg (Hrsg.) 1986: *Die Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1984. Daten und erste Analysen*, München.
- Gantzel, Klaus Jürgen / Schwinghammer, Torsten (Hrsg.) 1995: *Die Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1992. Daten und Tendenzen*, Münster.
- Gantzel, Klaus Jürgen / Schwinghammer, Torsten / Siegelberg, Jens 1992: *Kriege der Welt. Ein systematisches Register der kriegerischen Konflikte 1985 bis 1992 (Materialien und Studien der Stiftung Entwicklung und Frieden Nr. 13)*, Bonn.
- Hamilton, David L. / Sherman, Jeffrey W. 1994: Stereotypes, in: Wyer, Robert S. / Srull, Thomas K. (Hrsg.): *Handbook of Social Cognition*. Second Edition, Hillsdale, N.J., 1-68.
- Jopp, Mathias 1992: Herausforderungen an die Friedensforschung nach dem Ost-West-Konflikt, in: ders. (Hrsg.): *Dimensionen des Friedens - Theorie, Praxis und Selbstverständnis der Friedensforschung*, Baden-Baden, 17-48.
- Jung, Dietrich / Schlichte, Klaus / Siegelberg, Jens 1995: *Das Kriegsgeschehen 1994. Ein Register der Kriege und bewaffneten Konflikte (Arbeitspapier Nr. 87/1995 der Forschungsstelle Kriege, Rüstung und Entwicklung an der Universität Hamburg)*, Hamburg.
- Keen Sam 1987: *Bilder des Bösen: Wie man sich Feinde macht*, Weinheim.
- Mendler, Martin / Schwegler-Rohmeis, Wolfgang 1989: *Weder Drachentöter noch Sicherheitsingenieur. Bilanz und kritische Analyse der sozialwissenschaftlichen Kriegsursachenforschung (HSFK-Forschungsbericht 3/1989)*, Frankfurt a.M.
- Mercer, Jonathan 1995: *Anarchy and Identity*, in: *International Organization* 49: 2, 229-252.
- Oakes, Penelope J. / Haslam, S. Alexander / Turner, John C. 1994: *Stereotyping and Social Reality*, Oxford.
- Rittberger, Volker 1994: Exposé betr. Gründung einer Deutschen Stiftung für Internationalen Frieden, in: *Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (Hrsg.): AFK-Rundbrief* 2/1994, 14-15.
- Silverstein, Brett / Holt, Robert R. 1989: Research on Enemy Images: Present Status and Future Prospects, in: *Journal of Social Issues* 45: 2, 159-175.
- Stapf, Kurt H. / Stroebe, Wolfgang / Jonas, Klaus 1986: Amerikaner über Deutschland und die Deutschen. Urteile und Vorurteile, Opladen.
- Tajfel, Henri / Billig, M.G. / Bundy, R.P. / Flament, Claude 1971: *Social Categorization and Intergroup Behaviour*, in: *European Journal of Social Psychology* 1: 2, 149-178.
- Tajfel, Henri / Turner, John C. 1986: The Social Identity Theory of Intergroup Behavior, in: Worchel, Stephen / Austin, William G. (Hrsg.): *Psychology of Intergroup Relations*, Chicago, Ill., 7-24.
- Turner, John C. 1985: Social Categorization and the Self-Concept. A Social Cognitive Theory of Group, in: Lawler, Edward J. (Hrsg.): *Advances in Group Processes. A Research Annual*. Vol. 2, Greenwich, Conn., 77-121.
- Turner, John C. / Hogg, Michael / Oakes, Penelope J. / Reicher, Stephen D. / Wetherell, Margaret S. 1987: *Rediscovering the Social Group. A Self-Categorization Theory*, Oxford.
- Vasquez, John A. 1993: *The War Puzzle*, Cambridge.
- Vasquez, John A. / Henehan, Marie T. (Hrsg.) 1992: *The Scientific Study of Peace and War. A Text Reader*, New York.
- Weller, Christoph 1991: Feindbildzerfall und Wandel: Zum Erklärungswert sozialpsychologischer Theorien außenpolitischer Freund-Feind-Schemata. Ein Beitrag zur Politischen Psychologie der internationalen Beziehungen (Universität Tübingen, Zulassungsarbeit), Tübingen.
- Weller, Christoph 1992: Feindbilder und ihr Zerfall. Eine Analyse des Einstellungswandels gegenüber der Sowjetunion, Tübingen.
- Weller, Christoph 1993: Das scheinbare Verschwinden der Feindbilder, in: *Das Baugerüst* 45: 3, 210-214.
- Weller, Christoph 1994: Feindbilder, in: *Neue Politische Literatur* 39: 2, 295-297.